



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

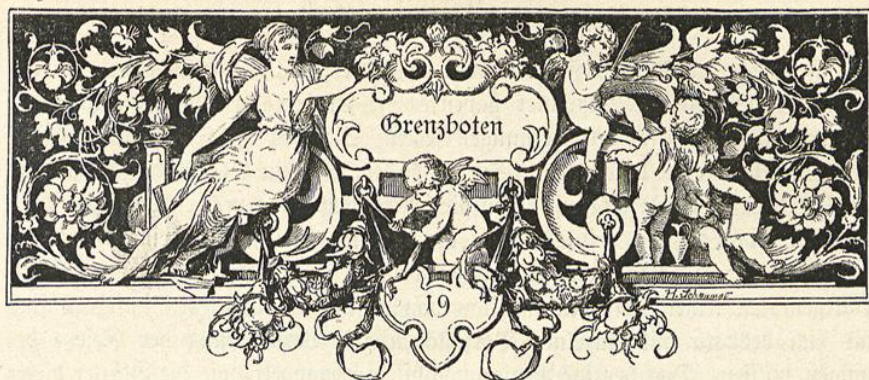
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gambetta und die Lage in Frankreich.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Gambetta und die Lage in Frankreich.



Die letzten Gemeinderatswahlen in Frankreich waren kein Zeugnis dafür, daß dort die Rechte, welche die Republik ihren Bürgern zugestanden hat, von diesen besonders hoch gehalten und fleißig verwertet werden. Im Gegenteil, man könnte die schwache Beteiligung der Berechtigten an diesen Wahlen als Beweis für die Gleichgiltigkeit verwenden, welche das Publikum jenen Rechten gegenüber erfüllt. Etwa tausend Gemeinden hatten ihre Vertretungen zu ergänzen, und siehe da, in vielen Orten war die Teilnahmslosigkeit so groß, daß die Gewählten nur wenige hundert Stimmen auf sich vereinigten, ja es gab Städte, wo gar keine Wahl zustande kam. In Toulouse fehlte es sogar — ein beispielloser Fall — an einem Kandidaten. In Arles gaben von etwa siebentausend Wählern nicht ganz dreihundert ihre Stimme ab, in Niz von ungefähr ebensovielen etwa tausend, in Villefranche von mehr als viertausend nur 122. Rheims zählt 22 601 eingeschriebene Wähler, und der Kandidat, welcher an der Spitze der Liste durchdrang, erhielt 433 Stimmen, an ihn schlossen sich drei kommunistische Arbeiter, die sämtlich grober Verbrechen wegen angeklagt, beziehentlich verurteilt waren, mit je 240 Stimmen an. Am stärksten noch war die Beteiligung in Marseille, aber auch hier gaben von 64 821 Wahlberechtigten nur 19 248 ihr Votum ab. Diese Erscheinungen gestatten Schlüsse, welche der Republik nicht günstig sind. Sie müssen die Freunde derselben stutzig machen und die Gegenpartei ermutigen. Die 1870 gegründete und später stark angefochtene und schwer gefährdete Staatsform Frankreichs ist der großen Mehrheit des Volkes offenbar noch nicht so in Fleisch und Blut übergegangen, daß man eine Abwendung der öffentlichen Meinung von ihr für ein Ding der Unmöglichkeit zu halten genötigt wäre.

Grenzboten II. 1882.

33

Insofern dürfte man sich wundern, daß die Anhänger Gambettas, die den echten Republikanismus gepachtet haben, diese Enthaltung der Majorität vom Wählen augenscheinlich mit Vergnügen sehen. Sie sind indeß von Verdruß und Zorn erfüllt, die sie verblenden. Sie freuen sich über ein bedenkliches Symptom, weil es sich für ihre Agitation gegen die jetzige Regierung verwenden läßt. Nach ihrer Meinung ist die Teilnahme an den Wahlen nur deshalb eine so geringe gewesen, weil das Land mit Erstaunen bemerkt hat, daß Freycinet und seine Kollegen ihm keinen umfassenden Plan von Reformen vorzulegen imstande sind und sich deshalb mit einzelnen Vorschlägen zur Verbesserung der Gesetze begnügen müssen. Das heutige Regierungssystem ermangelt, wie die Blätter dieser Partei behaupten, der Klarheit; die französische Demokratie aber verlange dringend nach Licht über die Grundsätze und Absichten ihrer Regierung, sie wolle genau wissen, wohin man sie zu führen und wie man ihre Geschicke zu gestalten vorhabe. Das sind indeß Nebensarten, und wäre es auch wahr, was die Gambettisten vorgeben, so würde man mit Fug darauf hinweisen können, daß die öffentliche Meinung sich gerade deshalb von dem Ministerium Gambetta abgewendet habe, weil es über die letzten Ziele des Chefs desselben im Unklaren gelassen worden war. Auch jetzt noch hält derselbe mit einer befriedigenden Darlegung dessen zurück, was er eigentlich erstrebt. Dagegen benutzen seine Gegner im Abgeordnetenhaus die ihnen durch die Ferien dieser Körperschaft gebotene Gelegenheit zur Aufklärung ihrer Wähler über das Verhalten und die Zwecke des vom Ruder abgetretenen Premiers, und man kann sagen, das Land hält bei diesem Vorgehen Abrechnung mit ihm. Als die Kammern sich vor einigen Wochen trennten, kündigten die Gambettisten in ihrer Presse mit Geräusch den Kampf gegen die ihnen feindliche Mehrheit der Volksvertretung an. Gambetta sollte, so erklärten sie, in eigener Person den Handschuh aufheben und, durch die Provinzen ziehend, dem Ministerium Freycinet oratorisch den Gnadenstoß versetzen. Das ist nicht geschehen. Noch immer harren die Wähler des Beweises, daß der Sturz des Mannes von Cahors nur die Folge der Ränke einiger Abgeordneten gewesen, denen er in seinem „großen Ministerium“ keine Stelle verliehen. Nirgends stellte sich Gambetta selbst oder einer von seinen Leuten den Wählern, um die angekündigten Erläuterungen zu geben. Dagegen haben die meisten der Deputirten, die am 26. Januar gegen das Ministerium Gambetta stimmten, sich beeilt, ihren Mandataren Rechenschaft abzulegen und ihnen zu sagen, weshalb sie sich von Gambetta losgesagt. Eine lange Reihe derselben hat sich in den verschiedensten Städten des Landes mit aller Bestimmtheit darüber ausgesprochen, warum sie sich gegen das Kabinet vom 14. November 1881 erklärt, und dem hinzugefügt, daß sie, wenn die Sache zu wiederholen wäre, in gleicher Weise stimmen würden. Und allenthalben wurde diese ihre Haltung gutgeheißen. Nirgend wurde beachtenswerter Tadel laut, als jene Berichterstatter erklärten: wir stürzten das Ministerium Gambetta, weil

alle seine Handlungen das Gepräge einer persönlichen Politik erkennen ließen. Unstreitig nimmt somit die Mehrheit des französischen Volkes Partei für die Kammermajorität, und die Freunde des Expremiers, die unlängst noch den Entschluß kundgaben, von jener an das Urteil des Landes zu appelliren, wissen jetzt, daß sie keine Aussicht mehr haben, ihren Prozeß zu gewinnen, und daß eine Wiederkehr ihres Herrn und Meisters an die Stelle des ersten Rates des Präsidenten zunächst nicht erfolgen und aller Wahrscheinlichkeit nach noch lange Zeit vertagt bleiben wird. Wer aber den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Bei der großen Volksversammlung, die am 24. April im Théâtre des Nations zu Marseille stattfand, hielt Clovis Hughes eine gewaltige Philippica gegen Gambetta, dem er alle möglichen politischen Sünden und namentlich Feigheit vorwarf, weil er sich nicht nach Marseille wagt, um vor dem Publikum mit ihm zu kämpfen. Stürmischer Beifall folgte dieser in der That nicht unbegründeten Beschuldigung. Gambetta hat, wie es scheint, wirklich nicht den Mut zu offenem Auftreten, er agitirt für seine Zwecke hinter den Coulissen. Seine Blätter ermüden nicht in der Polemik gegen das Ministerium, das an seine Stelle getreten ist, und gegen die Mehrheit der Deputirtenkammer. Er, welcher vor vier Monaten noch die letztere und zugleich den Präsidenten bedrohte, bleibt als vorsichtiger Führer im Hintergrunde, im Halbdunkel, ohne Verantwortlichkeit, aber zur Ruhe hat er sich trotz der Unbeliebtheit, der er verfallen ist, nicht begeben. Geduckt wartet er auf den Wiederaufgang seines Sterns. Schon einmal, nach seiner Diktatur während des Krieges, lag er, im Stillen Ränke spinnend, eine Zeit lang auf der Lauer, um den Sturm vorübergehen zu lassen, den seine thörichte Kriegsführung erregt hatte. Nach einigen Jahren trat er wieder in den Vordergrund und bald an die Spitze der republikanischen Partei, indem Thiers dies zulassen zu müssen glaubte. Die Fehler der konservativen Parteien nötigten Frankreich, über die Vergangenheit Gambettas die Augen zu schließen und ihm die Leitung des Kampfes gegen die „moralische Ordnung“ anzuvertrauen, und in dieser Rolle kam ihm sein demagogisches Talent dermaßen zu statten, daß er Sieger blieb und auf weitere Siege hoffen konnte. Zum zweitenmale wandte ihm dann im vorigen Januar das Glück den Rücken. Wie früher als Kriegsdiktator so erlitt er jetzt als Friedensdiktator eine schwere Niederlage, bevor er noch den Versuch machen konnte, sich mit dem Nimbus eines neuen Carnot zu umgeben. Den öffentlichen Gewalten gegenüber konnte er sich jetzt nur auf die Meinung der Nation noch berufen, aber auch diese versagte ihm ihre Stütze. Sein Sturz rief keinerlei ernste Aufregung hervor, und für seine Wiedererhebung zur Gewalt schwärmten und arbeiteten lediglich seine persönlichen Anhänger, rührige Leute, die aber sonst nicht bedeutend sind. Die Berichte der Präfekten und die Wahrnehmungen der Deputirten stimmen darin überein, daß die Provinz die wiederholten Niederlagen Gambettas als Erleichterung und Beruhigung empfindet.

Durch die Reise der Madame Adam nach Petersburg, durch die Beziehungen des Exministers zu den Panflavisten hatte er die alte Befürchtung wieder wachgerufen, daß das letzte Ziel seiner Politik die Revanche an Deutschland sei. Davon will man aber in der Provinz nichts wissen, und so neigt man sich hier entschieden dem jetzigen Kabinet zu, von dem man überzeugt ist, es werde das Mögliche thun, um zu allen Mächten friedliche Beziehungen zu unterhalten. Und darin täuscht man sich auch nicht. Freycinet beabsichtigt, seine Friedensliebe durch Thaten zu beweisen, die jetzt in Vorbereitung sind; er betrachtet es als seine Hauptaufgabe, die Fragen, welche er bei seinem Amtsantritte vorgefunden, namentlich die tunesische, die ägyptische und die über die Stellung Frankreichs zu Italien, durch versöhnliche Schritte beizulegen. Besonders soll auch eine freundschaftliche Politik gegen Oesterreich eingeleitet und zu diesem Zwecke die Donaufrage ihrer Schwierigkeiten nach Möglichkeit entkleidet werden.

Ein schwerer Schlag für Gambetta war die Wahl der Budgetkommission, die in der dritten Märzwoche d. J. in der Deputirtenkammer stattfand. Die Anhänger des Exministers hatten sich nach Kräften bemüht, ihm für den Vorsitz in der Kommission die Mehrheit zu verschaffen. Das Kabinet Freycinet sollte vermittelst des Budgets gestürzt und Gambetta wieder an die Gewalt gebracht werden. Die Wahl machte diesen Intriguen ein Ende. Die Kammer hatte über zwei Finanzsysteme, das von Gambetta und das von Léon Say, zu entscheiden, und sie entschied sich für das letztere. Die Motive desselben warfen ein überraschendes Licht auf den finanziellen Zustand der Republik. Mit Erstaunen erkannte man daraus, was es in Wahrheit mit dem „unerhörten finanziellen Gedeihen Frankreichs“ und mit jenen wunderbaren „Überschüssen“ von hundert und aberhundert Millionen auf sich habe, die man nach den Behauptungen der Gambettischen Presse der gewandten Geschäftsführung der Minister zu verdanken hatte. Man sah, daß fast alles das nur Schein war, daß die vielgerühmten Überschüsse ein Trugbild waren, hergestellt durch ein finanzielles System von recht zweifelhafter Moralität, und daß das ganze Geheimnis der republikanischen Finanzwirtschaft in dem Gebahren bestand, trotz zweier Milliardenanleihen von dreiprozentiger amortisirbarer Rente jährlich noch fünfhundert Millionen mehr auszugeben, als die finanziellen Hilfsquellen, über die man verfügte, gestatteten, und dadurch die schwebende Schuld des Staates in wenigen Jahren zu vervierfachen. Léon Say hat dem Lande den Abgrund gezeigt, welchem die Verschwendung der Staatsmänner vom opportunistischen Glauben zutrieb, und seine Warnung wird für die Zukunft nicht verloren sein. Die Bedeutung der Wahl der Budgetkommission wurde aber noch erhöht, indem in Wilson, dem Schwiegersohne des Präsidenten Grévy, ein erklärter Gegner Gambettas Vorsitzender der Kommission wurde. Die Niederlage, die Gambetta bei dieser Gelegenheit erlitt, muß ihm stark zu Herzen gegangen sein. Wenigstens datiren von dieser Zeit an seine Versuche, die Presse Frankreichs in größerem Stil als

bisher für seine Zwecke zu gewinnen. Er selbst ist sehr vermögend, wie es heißt, vielfacher Millionär, desgleichen hat er reiche Freunde. So konnte er daran denken, eine erhebliche Anzahl großer und kleiner Blätter anzukaufen und dann seiner Agitation gegen das Ministerium und die Kammermehrheit dienstbar zu machen. Aber auch dieser Plan mißglückte, ja er schlug in sein Gegenteil um. Die Redaktionen der ins Auge gefaßten Zeitungen erklärten mit mehr oder weniger Entrüstung, daß sie nicht käuflich seien, das Publikum war ärgerlich über den Mann, der sich durch den Ankauf von Journaltiteln und Abonnentenlisten zum Herrn des Landes machen wollte und die öffentliche Meinung für dümmer und leichtgläubiger hielt, als sie ist; verschiedene Blätter, die dem Exminister bis dahin geneigt gewesen waren, ritten in geharnischten Artikel gegen ihn in die Schranken. So das *Siecle*, das Organ des Kammerpräsidenten Brisson, der vor einem halben Jahre noch auf so gutem Fuße mit Gambetta stand, daß dieser, als er selbst Kammerpräsident geworden, jenen zum Vorsitzenden der Budgetkommission wählen half und ihn später bei seinem Streben nach dem Vorsitz in der Deputirtenkammer mit aller Energie unterstützte. So ferner das in ganz Frankreich verbreitete *Petit Journal*, das früher mit dem Vertreter Bellevilles ein Herz und eine Seele war, jetzt aber in einem langen Leitartikel ihm den Krieg bis aufs Messer erklärte. So endlich die *France*, die man ebenfalls für Gambetta hatte kapern wollen. Auch in der bis dahin Gambetta sehr freundlich gesinnten englischen Presse wimmelte es von jetzt an von Äußerungen der Empörung über den Versuch des „Pariser Perikles,“ sich einer Reihe weiterer Zeitungen zu bemächtigen, „um die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten umzulegen.“

Gambetta ist ein anschlägiger Kopf, er hat etwas von dem Charakter der „Stehauschen,“ die, wenn man sie umwirft, immer wieder auf die Beine kommen. Seine Rolle ist schwerlich schon ganz ausgespielt. Aber für jetzt stehen er und seine persönlichen Anhänger ziemlich allein. Das Land weiß — so schließen wir aus den zu Anfang erwähnten Wahlen — jetzt seine Politik in zuverlässigen Händen. Es lebt nicht allein von der Politik, sondern auch von bürgerlichen Geschäften. So geht es weniger an die Wahlurne als nach seinem Erwerbe und läßt sich darin auch durch die ägyptischen Wirren und die Skobelevs'schen Reden nicht stören. In der Kammer aber hat die auswärtige Politik Freycinet's den einmütigen Beifall der nicht auf den alleinseligmachenden Glauben des Gambettismus schwörenden Republikaner gefunden, und der größere Teil der Presse ist der gleichen Meinung. Die Beziehungen Deutschlands zu Frankreich waren auch unter dem Ministerium Gambetta nicht gerade unfreundlich, aber sie tragen jetzt einen erheblich solideren, helleren Charakter. Wir hatten unter jenem alle Ursache, vor Überraschung auf der Hut zu sein und nie ganz zu trauen. Dagegen vermögen wir keinen Grund zu sehen, der uns an einer loyalen Friedenspolitik Freycinet's zweifeln lassen könnte.